

Nach dem Sturme.

Roman von B. Reuz.

(7. Fortsetzung.)

„Ich war bereits ein angehender Dreißiger, dachte nicht an's Heirathen, nur an's Geschäft, und zwar an ein eigenes Geschäft, dessen Etablierung mir im Kopfe spulte, als ich eines Tages Ihrer Frau Mutter, damals ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren, hier im Hause bei meiner Schwester begegnete. Wie das so geht — oft schon hatte ich die junge Dame gesehen, mit ihr gesprochen und an ihres Vaters Tische gefessen, da, wie ein Blitz traf es mich, und ich war verliebt, bis über beide Ohren. Wenn man zum ersten Mal in späteren Jahren liebt, wie ich, Herr Matta — ich war beinahe fünfzehn Jahre älter als sie — dann scheint die Natur das Verhängnis nachholen zu wollen, und alle Gluth, die Jahre lang brach gelegen, bricht auf einmal hervor. Ich — der alte Mann fuhr mit der Hand durch sein weißes Haar und schüttelte leise den Kopf — „ich geriet wirklich außer mir, als ich dann erfuhr, daß Ihr Herr Vater um das Fräulein werbe und von ihr getrennt gesehen sei; ich wäre auch dem Sturme meiner Gefühle gewiß erlegen oder hätte Tollthaten begangen, wenn nicht Freund Selle sich meiner angenommen hätte. Wie es Ihnen jetzt ergeht, so erging es mir damals, ich wurde auf zwei Jahre nach New York geschickt, um dort die Interessen der Firma zu vertreten, und als ich zurückkehrte — nun, da gab es kein Fräulein Henriette Schenten mehr, da war sie Ihres Vaters Weib.“

„Sie hat es nie erfahren“, begann der Erzähler nach einer Pause wieder, „wenigstens glaube ich es nicht, und doch hat sie mir ein Andenken hinterlassen, welches mir jetzt noch das Theuerste auf Erden ist. Sie hatte oft meine Schwester besucht, und eines Tages, als diese ihr erzählte, daß ich die alte hundertjährige Linde vor unserm Hause so hoch verehrte und so gern unter ihrem Laubdache in den Feiertagen saß, begann Fräulein Schenten, ebenwils entzückt von dem Baume, der weit und breit seines Gleichen nicht hat, ihn zu zeichnen. Da ließ meine Schwester das Wort fallen: „Wenn ich doch meinem Bruder ein Bild davon schicken könnte!“ Ihre Frau Mutter erwiderte nichts, aber als sie von meiner Schwester Abschied nahm, schenkte sie ihr das köstlich aquarellirte Bild unserer Linde, um mich damit bei meiner Rückkehr zu überraschen.“

„Sie können sich vorstellen, wie ich mich darüber freute. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten und bewahrte es seitdem in jenem Schranke neben dem Bildniß des holden Mädchens, von Westermann gemalt. Aber mein Lebensglück war dahin, ich konnte sie nicht vergessen, ich konnte mich nicht von dem Hause trennen, in dem sie geboren und groß geworden, und ich etablierte mich nicht, ich blieb einfach Buchhalter der Firma Johann Hinrich Schenten. Ich darf täglich in den Räumen verkehren, in denen sie verkehrte; Abends siße ich dann in meinem einfachen Hause und träume von ihr. So ist es nun vierundzwanzig Jahre gewesen und so soll es bleiben.“

Matta hatte die Hand des alten Mannes erfaßt und warm gedrückt.

„Sie muß eine herrliche Frau gewesen sein“, sagte er, „ich weiß leider so wenig von ihr; sie verließ mich zu früh, als ich kaum acht Jahre zählte. Darf ich das Bild meiner Mutter sehen, Herr Wittig?“

Der alte Mann stand auf, nahm das Bild vom Tische und löste vom Uhrgehänge einen kleinen goldenen Schlüssel; dann öffnete er das Ebenholzschränkchen und schlug beide Thüren zurück. Die Mitte desselben nahm eine prächtige gezeichnete Linde ein mit der Unterschrift: „Henriette Schenten, geb. 1816“. Die Rückseite der rechten Thür enthielt das auf Eisenblech meisterhaft gemalte Porträt des schönen Mädchens, die Rückseite der linken Thür aber zeigte eine Schrift, in welcher Matta sofort die Hand seines Vaters erkannte.

„Darf ich es lesen?“

Der alte Herr nickte stumm, und im ungewissen Lichte der Wachskerze, welche seine zitternden Hände dem Schreine näherten, las Matta:

Auf unserm Hof die Linde, Die schönste weilt und breitet, O, wenn sie erzählen könnte Aus alter vergeßener Zeit!

Nedweden, der diese Schenkel Einst seine Heimath genannt, Urahn, gleichwie Urentel — Sie hat uns alle gekannt.

Sie treute Blätter dem Greise Auf's Bahrtuch still und bang, Sie grüßte flüsternd den Säugling Auf seinem ersten Gang.

Sie gab uns Schatten und Kühlung, Sie wehrte dem tödtlichen Wind. — Auch ich hab' zu ihren Füßen Gepliebt, ein fröhliches Kind. Und einst — o selige Stunde!

„Einst schnitt ich voll süßer Wein Den Namen des Heiligstebten Tief in die Rinde ein.“

Es sind viel Jahre vergangen, Mein Haar ist längst gebleicht, Die alte Linde aber, Sie steht noch ungebeugt.

Den Namen, den süßen Namen, Den suchst vergebens Du! Vergeßst du ihn die Linde, Verwehst du ihm im Winde — Mir nahm er Glück und Ruh!

„Mir nahm er Glück und Ruh!“ wiederholte leise der junge Mann. Fast bittend sah der alte Herr auf ihn; es war, als wollte er die Kritik dieser Strophe von den Lippen desjenigen lesen, auf den er die ganze innige Liebe übertragen hatte, die einst der Mutter gegolten. Aber Matta schwieg lange und betrachtete unterwands das Bild des holden Mädchens, deren Züge ihn auf's tiefste ergriffen. Dann nahm er den Armleuchter aus der bebenden Hand des alten Mannes und legte den anderen Arm zärtlich wie ein Sohn um dessen Nacken.

„Warum nur bin ich erst heute zu Ihnen gekommen? Welch köstliche Stunden habe ich mir verlernt! Jetzt, wo ich Hamburg bald verlassen muß, geht mir das Scheiden doppelt schmer!“

„Um so schöner das Wiedersehen, Herr Matta“, tröstete der andere. „Und dieses kleine Schränkchen — halten Sie ihn in Ehren! Er wird eines Tages Ihr Eigenthum sein, wenn ich mich nicht mehr daran erfreuen kann. Aber“, fuhr er ruhiger fort, „wir sind nun bei dem Punkte angelangt, und wenn ich auch verpflichtet bin, über alles zu schweigen, was im Comptoir unsers Herrn Chef besprochen wird, so kann ich doch nicht unterlassen, so viel wie möglich den Weg zu beleuchten, den Sie jetzt gehen werden. Wissen Sie, woher der plötzliche Entschluß kommt, Sie nach Southampton zu schicken?“

„Nein!“, erwiderte Matta. „Die Mittheilung meines Onkels kam mir gänzlich unerwartet.“

„Sie gingen gestern Abend mit einer Dame über den Kanarierstieg, nicht wahr?“

„Ja, Herr Wittig“, sagte Matta erkaunt. „Woher wissen Sie das?“

„Ich stand auf der anderen Seite des Fahrdamms und betrachtete die prächtige Beleuchtung der Läden“, fuhr Herr Wittig fort, „da, als Sie eben vor dem Juwelierladen vorbeigingen, bemerkte ich Ihren Onkel, er trat gerade aus der Thür des Ladens und blickte auf's höchste überrascht Ihnen nach; ich zweifle nicht, daß er auch die Dame an Ihrem Arm erkannt hat.“

„Deshalb werde ich fortgeschickt?“ Der alte Herr nickte stumm.

„Und Sie haben ebenfalls die Dame erkannt, Herr Wittig?“

„Abermals nicht der alte Mann, aber dabei lag ein so wohlwollender und zugleich so ermutigender Zug in seinem Gesicht, als wollte er sagen: „Ich habe mich über euch gefreut, ihr jungen Leute und ich werde euch weiter helfen.“

„Haben Sie denn unsere Begleitung auch erkannt?“ forschte der junge Mann weiter. „Ich meine, haben Sie gesehen, daß ich nicht allein war mit Fräulein Westermann?“

„Jawohl“, beruhigte der alte Herr lächelnd, „aber Er, wollte sagen unser Prinzipal, hat jedenfalls nur Sie beide gesehen; und nun werden Sie auch den Zusammenhang zwischen Ihrem gestrigen Spaziergange auf dem Kanarierstieg und Ihrer Reise nach Southampton begreifen können. Nicht wahr?“

„Da hört doch alles auf!“ rief Matta entrückt und mit vor Ärger geröthetem Gesicht. „Hätte ich nicht meinem alten Onkel das Wort gegeben, ich würde nun gerade in Hamburg bleiben meinem Onkel zum Trost. Aber —“

„Aber Sie haben Ihr Wort gegeben, und das entscheidet“, unterbrach Herr Wittig ernst, „entscheidet zu Ihrem Vortheil, denn eben Ihr Vortheil verlangt, jezt jedem Rencontre mit dem Onkel aus dem Wege zu gehen — bis Sie achtzigjährig geworden sind. Wie mir Herr Selle heute früh mittheilte, sind Sie persönlich von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugt, und nun lassen Sie uns dieses Kapitel beiseite legen. Ich gebe zu, Herr Schenten ist jezt manchmal recht verstimmt, aber zu seiner Entschuldigung möchte ich doch auch hervorheben, daß er in schweren Sorgen steht; wir haben während der letzten Jahre viel, sehr viel Unglück gehabt.“

„Unglück, Herr Wittig?“

„Viel Unglück sogar“, wiederholte der alte Mann. „Sie müssen sich doch erinnern, daß wir zu 3 vor Ihrem Eintritt in unser Geschäft den „Albatros“ im Eise verloren, ein ganz neues Barkschiff, und vierzehn Tage später die „Anne Lise“, ebenfalls ein noch gutes Schiff, und daß M. & Co. die Assuranzsumme nicht

zahlten, weil sie, durch unsere Verluste gedrängt, kollirten. Die Firma schrieb damals über eine Viertelmillion Bartonto in's Verlußtonto! Seitdem haben wir unausgesetzt gearbeitet; augenblicklich liegt wieder die „Esmeralda“ in Callao und zimmert, und die „Hammonia“ desgleichen in New York, und ich fürchte sehr, daß die Assuranz für letzteres Schiff nicht in Ordnung war.“

„Nicht in Ordnung war?“ fragte Matta erkaunt, „was ist's denn mit der „Hammonia“? Ich selbst habe die Versicherung bei der neuen Seeassuranz in der Gröningerstraße besorgt. Die Police lautete auf die Reise von hier nach Porto, von dort mit Wein nach Matanzas, und zurück auf hier mit Farbbölgern oder dergleichen, eventuell Southampton anlaufend. Und nun zimmert sie, wie Sie sagen, in New York?“

„Das ist's ja eben! Aber ich darf vorläufig nicht weiter darüber reden, Sie werden es bald genug an der Börse erfahren. Schlimm, sehr schlimm für Ihren Herrn Onkel!“

„Aber mein Gott“, sagte der junge Mann fast erschreckt, „mein Onkel ist doch ein reicher Mann!“

„Verstehen Sie mich nicht falsch“, nahm der andere wieder das Wort. „Ihr Herr Onkel sieht auf festen Füßen, die Verluste bringen das alte Haus noch nicht zum Wanken. Freilich vor zwanzig Jahren, da stand es einmal schlecht mit uns, nicht durch eigene Schuld, Herr Matta, es waren eben Handelsstreifen, wie sie von Zeit zu Zeit vorkommen. Aber Ihr Herr Onkel heirathete eine sehr reiche Dame und hielt sich über Wasser. Nun, ich wollte nur andeuten, Ihr Vermögen würde er nicht so rasch aus dem Geschäft ziehen können, falls Sie beachtlichen sollten, sich im nächsten Jahre selbstständig zu etablieren.“

„Ich meine, neulich von Ihnen gehört zu haben, daß ein Testament meines Vaters diese Angelegenheit ordnet?“

„Ja, das mag vorhanden sein“, erwiderte der alte Herr wie gerührt, „aber da heißt's abwarten. Hoffentlich werden Sie doch noch mein junger Chef. Ihr Kapital steht sicher, Herr Matta, ganz sicher, trotz unserer Verluste, und Ihr Herr Onkel ist ein solider Geschäftsmann, wie es Ihr Herr Vater auch war. Nur eins verheißt ich nicht.“

„Das wäre?“

„Ihr Herr Großvater väterlicherseits“, berichtete der alte Mann, „war ein reicher Grundbesitzer in Mexiko und stand an der Spitze eines bedeutenden Aktienunternehmens, einer Weincompagnie in Californien. Ich habe seinen Namen oft in amerikanischen Zeitungen gelesen, als ich damals drüben war; man hörte kaum ein anderes Wortgespräch als von der Minergesellschaft. Was später aus dem Unternehmen wurde, weiß ich nicht, ebensowenig ob Ihr Herr Vater seinen Antheil verkaufte, wie seine anderen Besitzungen in Mexiko, ehe er verstarb. Ich meine aber, er muß viel mehr besitzen haben als wir wissen — als ich weiß“, verbesserte er sich.

„Das muß sich ja alles später selbst aufklären“, erwiderte Matta, „auch Herr Selle hat mir neulich eine ähnliche Andeutung gemacht, und ich glaube fast, er weiß mehr von der Sache als mein Onkel.“

Der alte Herr nickte stumm. Dann sagte er wie für sich: „Ich glaube das selbe, ich glaube sogar, daß Ihr Herr Vater dem Freund Selle ganz spezielle Aufträge hinterlassen hat, die Herr Schenten gewissenhaft kennt wie die Aufträge, die sein eigener Vater dem alten Selle hinterließ. Aber was ich eigentlich sagen wollte, Geld ist Macht, Herr Matta, und dieser Macht werden Sie bedürfen, um das Spiel zu gewinnen, das Sie entrichten haben.“

Ein momentanes Schweigen entstand. Dann füllte Herr Wittig die Gläser auf's neue und sagte: „Sie sind mit Herrn Konsul Wendhoef befreundet, vielleicht thut er Ihnen den Gefallen — er ist ja drüben wie zu Hause — sich einmal nach der Angelegenheit umzusehen.“

Matta war still geworden; er blickte gedankenvoll in sein Glas und sagte endlich: „Es ist doch wunderbar, jezt taucht in mir so manche Reminiscenz auf; so erinnere ich mich eines Gespräches, welches mein Vater vor unserer Heimkehr mit seinen Freunden in Veracruz führte; es war darin oft von den reichen Goldminen in San Joaquin die Rede.“

„Das ist's! das ist's!“ fiel der alte Herr lebhaft ein. „Man wußte in Amerika schon lange, daß in jener Gegend das edle Metall zu finden ist, daß z. B. die Jesuiten dort aus keinem anderen Grunde Faktoreien angelegt hatten, als um Gold zu gewinnen. Aber der Kampf mit den Elementen und noch mehr mit den Eingeborenen verhinderte die gewerbmäßige Ausbeutung des Landes, wenn auch einzelne kühne Pioniere den Versuch gemacht hatten. Sprechen Sie nur einmal darüber mit Herrn Wendhoef! Und nun noch ein Glas auf glückliche Erfüllung aller Ihrer Wünsche!“

Neuntes Kapitel.

Schon am folgenden Tage suchte Matta Herrn Wendhoef in seinem Comptoir auf, welches in dem sogenannten „Wandrahm“, dem Eise der bedeutendsten Firmen der freien Reichsstadt, lag. Nachdem er ihn

nen „Fall“ vorgetragen hatte, bat er um Rath und Beistand.

„Ich glaube zwar nicht an dieses Mysterium“, fügte er lächelnd hinzu, „aber mein alter Freund Wittig drängte mich, mit Ihnen darüber zu sprechen.“

„Und warum auch nicht?“ erwiderte der Konsul. „Herr Wittig hat ganz recht, wenn er behauptet, daß seit Alters her in Mexiko Gold gefunden wurde, und daß immer wieder kühne Abenteurer dorthin auswanderten, um reich zu werden. Auch haben sich wiederholt drüben Gesellschaften zu demselben Zwecke gebildet. Ob aber die Compagnie Ihres Herrn Großvaters Glück gehabt, ob sie überhaupt noch existirt, ob Ihr Herr Vater seine Antheile verkaufte, weiß ich nicht; dazu bin ich schon zu lange fort aus Amerika. Aber ich werde mich erkundigen.“

„Mir scheint es fast“, sagte Matta, „als ob eine bestimmte Absicht Herrn Wittig bewog, mich auf meine Vermögenslage aufmerksam zu machen. Er betonte namentlich die Worte: „Geld ist Macht, und dieser Macht werden Sie bedürfen, um Ihr Spiel zu gewinnen.“ Herr Selle hat zu mir in ähnlichem Sinne gesprochen.“

„Sehr möglich“, bestätigte der Konsul. „Auch ich zweifle nicht daran, daß Ihr Vater ein vorsichtiger Mann gewesen ist und daß er noch andere Kapitalien hinter sich hatte. Wissen Sie vielleicht, wer das angelegliche Testament aufseht hat?“

„Der Notar E.“

„So! Dann weiß dieser entschieden mehr. Ich habe nächstens mit ihm amlich zu thun und will bei dieser Gelegenheit einmal vorsichtig hinhören, will auch in dem Konsularchiv nachsehen, ob Ihr Vater mit meinem Vorgänger verhandelt hat. Ich bin ja erst seit acht Jahren als Konsul beglaubigt, und leider ist der alte Sekretär nicht mehr am Leben, der uns hätte Auskunft geben können; aber was gemacht werden kann, wird gemacht. Apropos! Unser Gang über den Jungfernstieg vorgestern Abend hat zwei bedeutende Folgen gehabt: Sie gehen nach Southampton, und Fräulein Elise darf uns nicht mehr besuchen! Gestern theilte sie es meiner Frau auf der Straße mit.“

„Nicht mehr besuchen?“ fragte Matta erkaunt. „Also hat mein Onkel Elise und Bimber auch gesehen?“

„D nein!“ lachte der Konsul, „dieses weniger; aber die Eltern haben aus ihr herausgemindert, daß Fräulein Westermann uns ebenfalls besucht, und ein Mädchen, welches sich mit Ihnen Abends auf der Straße herumtreibt, ist kein passender Umgang für Ihre Cousine. Volia tout.“

„Wie gemein!“ rief der junge Mann heraus, blaß vor Ärger.

„Ruhig, Matta“, sagte der Konsul und legte beide Hände auf die Schultern des Erregten, „nur jezt keine Uebereilung! Kommt Zeit, kommt Rath! Auch meine Frau hat alles vorläufig auf das Konto der Dame Schenten geschrieben, um es später ausgiebig zu begleichen. Vorläufig ist nichts dagegen zu thun; wir haben Weihnächten vor der Thür, und nach dem Feste reden wir weiter darüber. Sie bleiben ja noch bis Mitte Februar hier. Kommen Sie recht oft, ja täglich zu uns, und nehmen Sie zugleich mein Versprechen, daß wir über Ihre — über Fräulein Westermann wachen werden, ich und meine Frau; es soll Niemand ihr ein Leid zufügen. — Und nun Adieu bis heute Abend.“

Das schöne Weihnachtsfest war herbeigekommen, trüb und farblos für die vier jungen Leute, die so gern den heutigen Abend mit einander verlebten hätten. Aber das war nicht möglich, Matta mußte den Abend bei seinem Onkel zubringen, wo nach allen Brauch die Herren des Comptoirs den Festkarpfen verzehren halfen, nachdem im engeren Familienkreise die Beschneidung vorangegangen war. Reiche Gaben hatte er unter dem lichtstrahlenden Tannenbaum gefunden, und Onkel und Tante Schenten waren ihm mit einer Freundslichkeit entgegengekommen, die auf ihn nach dem Vorgangenen einen geradezu unheimlichen Eindruck machte. Er zwang sich auch vergebens, seines Verdrusses Herr zu werden; er ignorirte die Tante fast gänzlich, nachdem er ein hübsches Geschenk auf ihren Platz gelegt und sich sehr kurz bei ihr bedankt hatte, war gegen seinen Onkel sehr fast, und nur für Elise fand er allmählich den alten freundslichen Ton wieder. Unter der Menge allerliebster Dinge, die er aus den Taschen zog, befand sich auch ein künstlich schön gearbeitetes Kreuz von Eisenblech, das zu Stamm und Fächer seiner Cousine genau paßte.

„Dies schickt Dir Bimber“, flüsterte er der tief Errothenden zu, „und er würde den ganzen Abend an Dich denken.“

Der Ärmste, „Klang es leise zurück. Zum ersten Mal nicht bei uns an diesem Abend; es ist abscheulich von Mama! Wo mag er nur sein?“

Seine Mutter ist gekommen und bleibt von nun an bei ihm; aber dies strengstens unter uns!“

„O, welch prächtiges Kreuz!“ unterbrach Frau Schenten das Gespräch, indem sie das kleine Kunstwerk in die Hand nahm, „aber nun bedanke Dich

auch recht ordentlich bei Heinrich. Wie geschmackvoll!“

Die Dame war augenscheinlich in der rosigsten Laune; sie hatte das Flüstern der Weiden und das läche Errothen der Tochter mit Wohlgefallen bemerkt; meinte sie es doch in einem Sinne deuten zu dürfen, der ihr der angenehmste war. Um so heiterer stimmte es die jungen Leute, die sich verständnißvoll zulächelten und mit den spigen Keuschen, welche der Diener eben präsentirte, scherzend anstehen auf das Glück und Wohl „zweier Abwesender“.

Auch später, als die Herren vom Geschäft, die sich im Comptoir versammelt hatten, zum Abendessen erschienen, wollte die Weihnachtsstimmung nicht recht durchdringen. Herr Wittig, sonst der Improvisator bei solchen Gelegenheiten, hatte es vorgezogen, den Abend mit seiner alten Schwester zu verleben. Auch Herr Selle war ausgeblieben, ohne einen stichhaltigen Grund anzugeben; er hatte sich darauf beschränkt, in einem kurzen Bilet die Einladung dankend abzulehnen.

Während sonst die fröhliche Gesellschaft bis gegen Mitternacht zusammenblieb, verließen heute die Herren schon bald nach zehn Uhr das Haus in der Deichstraße; es war doch gar zu frohstig hergegangen, und selbst Frau Schenten, die Virtuosa im „Nöthigen“, hatte von dieser trefflichen Eigenschaft heute kaum Gebrauch gemacht.

„Was heißt das, Schenten?“ begann sie, als die Familie sich in der Weihnachtsstube allein befand. „Wie kommen die beiden Herren dazu, Dir einen Korb zu geben? Sie sollten doch den anderen mit gutem Beispiele vorangehen! Das ist ja eine offenbare Beleidigung! In welchem Gesichte darf so etwas vorkommen? Hast Du Deine Leute nicht besser in der Zucht? Ich begreife das nicht!“

„Ich werde meine Mißbilligung gelegentlich aussprechen“, erwiderte Herr Schenten ärgerlich; „zwingen kann ich sie nicht, zu mir zu kommen, das wirst Du hoffentlich begreifen.“

„Das wollte ich doch mal sehen“, ließ die Dame sich weiter vernehmen, „der Herr Wittig hat wenigstens einen Scheingrund für seine Anart, aber dieser alte Selle, der sollte mir Abbitte thun, oder ich würde ihm ohne Sang und Klang zu Neujahr kündigen, damit die Andern sich ein Exempel daran nehmen und erfahren, daß Du der Herr bist und Dir nicht auf der Nase herumspielen läßt!“

„Ich kann weder dem einen noch dem anderen kündigen, es sei denn, daß sie sich einer Unrechtheit schuldig machen, und das ist ja unentbar.“

„Du kannst ihnen nicht kündigen?“ Die Dame ließ sich vor Erstaunen in einen Sessel fallen und blickte offenbar verständnißlos ihren Gatten an.

„Nein, ich kann es nicht!“ wiederholte derselbe ärgerlich, „denn sie sind fest und auf Lebenszeit von meinem Vater angestellt und erhalten eine namhafte Pension im Falle eintretender Dienstunfähigkeit durch Alter oder Krankheit.“

„So! Klang es langgedehnt zurück. „Dann — ja dann begreife ich diese Frechheit; das ist ja ein richtiges Komplot, was hast Du mit Ihnen gehabt?“

„Nichts, wenigstens nichts, was Dich angeht!“ erwiderte er schroff.

„So! Also doch etwas!“

„Zum Henker! Wenn Du es denn absolut wissen mußt, beide Herren nehmen Matta's Partei, und zwar in sehr omhender Weise, und da habe ich ihnen denn klaren Wein eingeschenkt. Und nun genug davon“, fügte Herr Schenten ärgerlich hinzu.

„Immer wieder dieser Matta!“ begann die Dame auf's neue.

„Dieser Matta, Mama?“ Fräulein Elise war jäh herumgefahren. „Du hast ihn doch heute Abend erst mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, und nun nennst Du ihn „dieser Matta“? Was hat er denn so Schreckliches verbrochen?“

„Das verstehst Du nicht, Kind“, wollte die Mutter beruhigen, aber vergeblich.

„Das „Kind“ besch nun einmal den Schenten'schen Dickschopf und mehr als das, sie verstand ihn zu gebrauchen.“

Schöne Seelen finden sich.



Frau Meyer: „Na, Frau Schulze, wo wollen Sie denn hin?“
Frau Schulze: „Zu Frau Müller.“
Frau Meyer: „Was, zur Müllerin, der alten Klatschhase, die über jeden Menschen was schlechtes weiß!“
Frau Schulze: „Wo wollen Sie denn hin, Frau Meyer?“
Frau Meyer: „Nu, eigentlich auch zur Müllerin.“